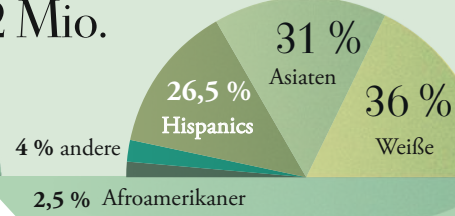


Leben und Arbeiten im Silicon Valley

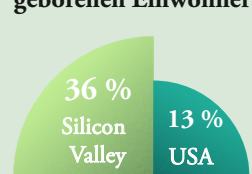
Gut fünfmal so groß wie Berlin ist das Silicon Valley, Heimat der Nerds und größten Internetfirmen der Welt. Es ist allerdings auch ein Hort der Ungerechtigkeit

Einwohner:
2,92 Mio.

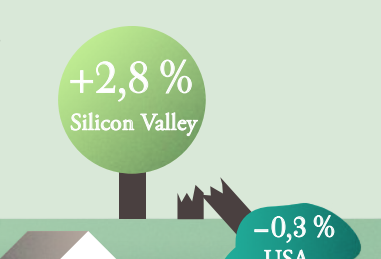
Ethnische Herkunft



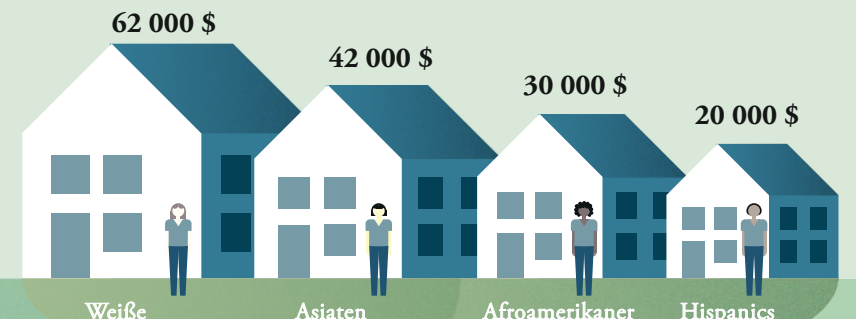
Anteil der im Ausland geborenen Einwohner



Veränderung des durchschnittlichen Haushaltseinkommens 2012



Einkommensunterschiede



Es verwundert nicht, dass sich die Deutschen gerade bedroht fühlen. Seit mehr als fünfzig Jahren durchdringt die amerikanische Kultur nun schon den europäischen Kontinent, und jetzt rollt die nächste Welle der Amerikanisierung auf die Deutschen zu – diesmal in Gang gebracht von den mächtigen Kräften der digitalen Technik.

Liest man hier im Silicon Valley die Zeitungen, dann scheint es, als hätte der deutsche Widerstand gegen Entwicklungen wie Google Street View oder den Online-Taxiservice Uber nicht viel mit einem Kampf der Kulturen zu tun. Vielmehr scheint sich alles ums Geschäft oder um die nationale Souveränität zu drehen: Uber setze die deutsche Taxibranche unter Druck; Google bedrohe nicht nur die Privatsphäre der deutschen Bürger, sondern auch die Macht des deutschen Staates.

Aber letzten Endes geht es bei der globalen Expansion der kalifornischen Informationsindustrie sehr wohl um den Charakter des gesellschaftlichen Lebens schlechthin, ob in Deutschland oder in den Vereinigten Staaten. Die Suchmaschinen, die per App angebotenen Transportdienstleistungen, die Sozialen Netzwerke, schließlich die Smartphones, auf denen dies alles betrieben wird, verkörpern in ihrer Summe eine spezifische Vorstellung davon, wie die Menschen wollen sollten und wie Gesellschaften zu funktionieren haben. Diese Vorstellung vertritt sich nicht mit den bürgerlichen Idealen, die seit Ende des Zweiten Weltkriegs das Leben in Deutschland und Westeuropa prägen.

Warum sind den Gründern von Uber die europäischen Taxis ziemlich egal? Und weshalb konnte sich Google eine Suchmaschine ausdenken, die das Tun und Lassen aller Menschen jederzeit für alle

andere Menschen sichtbar macht? Um das zu verstehen, darf man nicht nur das Streben nach Gewinn in Rechnung stellen, sondern muss auch die hyperindividualistische Kultur des Silicon Valley begreifen.

Ein harmonischer Geisteszustand statt zerschlissener Politik, lautete das Ziel

Vor zwanzig Jahren veröffentlichte die amerikanische Politologin AnnaLee Saxenian ein Buch mit dem Titel *Regional Advantage* (»Regionaler Vorteil«). Sie wies darauf hin, dass zwar auch in anderen Regionen der Vereinigten Staaten erfolgreiche Technologiebranchen entstanden waren, aber nirgendwo sonst in so produktiver und stabiler Weise wie im Silicon Valley. Der Schlüssel zum Erfolg, so die Autorin, seien die besonderen sozialen Netzwerke, die hier existierten. In anderen Regionen neige man dazu, hierarchisch organisierte Unternehmen mit bürokratischer Struktur aufzubauen und Mauern zwischen Hochschulen, Unternehmen und Verbrauchern zu errichten. Im Silicon Valley hingegen wechselten Computerexperten leichtfüßig den Arbeitgeber, hier gründeten Stanford-Professoren nebenbei Unternehmen – und weder Arbeitnehmer noch Arbeitgeber gingen langfristige Verpflichtungen miteinander ein.

Die Netzwerke erstreckten sich über Unternehmen und Branchen hinweg. Arbeitnehmer erfuhren so frühzeitig von neuen Gelegenheiten. Qualifiziertesten Arbeitskräften verschaffte diese Vernetzung größere Arbeitsplatzsicherheit, als ein einzelnes Unternehmen ihnen jemals hätte garantieren können. Solange man nur darauf achtete, die eigenen

Fähigkeiten auf der Höhe der Zeit zu halten und sein soziales Netzwerk zu pflegen, besaß man beste Chancen, kontinuierlich Arbeit zu haben und vielleicht sogar reich zu werden. Diese Netzwerkstruktur, die im Silicon Valley noch immer gedeiht, ist eine wichtige Ursache des Individualismus im Tal.

Die zweite Quelle des hyperindividualistischen Ethos des Silicon Valley ist die amerikanische Gegenkultur der 1960er Jahre. Zu jener Zeit, als im Silicon Valley die Computerindustrie entstand, entwickelten die Hippies von San Francisco ihre Vision einer individualisierten Gesellschaft. In den späten sechziger Jahren setzten sie eine der größten Wellen von Kommunengründungen in Gang, die es in der amerikanischen Geschichte niemals gegeben hat. Zwischen 1965 und 1972 bauten Tausende junger Menschen in den Vereinigten Staaten zwischen 2000 und 6000 solcher Lebensgemeinschaften auf. Die meisten der »neuen Kommunarden« waren weiß und entstammten der mittleren oder oberen Mittelschicht. Und viele ihrer Gemeinschaften siedelten sich in den Bergen Nordkaliforniens an – eine stattliche Anzahl auch im Silicon Valley.

Tal der Egomane

Der Schlüssel zur neuen und besseren Gesellschaft bestand für diese neuen Kommunarden darin, alle Hierarchien, alle Bürokratien und sogar die überkommene staatliche Ordnung zu überwinden. Bürokratie zersetzte die Persönlichkeit und spaltete die Gesellschaft, meinten sie. Sie zwinge die Menschen dazu, bei der Arbeit jemand anders zu sein als im Privatleben. Sie isoliere das Individuum psychisch und räumlich von seinen Mitmenschen. Und sie bringe Menschen dazu, ihre inneren Impulse zu fürchten und zu unterdrücken. Was passieren musste, wenn diese bürokratischen Leute im Staat die Macht ausübten, bewies aus der Perspektive vieler Amerikaner der Vietnamkrieg. Doch die neuen Kommunarden gingen noch viel weiter: Sie waren davon überzeugt, dass die Institutionen der Politik jeden korrumpieren würden, der in ihre Fänge geriete.

Technologie erschien den neuen Kommunarden als Möglichkeit, eine bessere Art von Gemeinschaft zu errichten. Aus ihrer Sicht sollten sich Menschen gemeinschaftlich darum bemühen, als Einzelne seelisch wachsen zu können. In dem Maße, wie dies gelänge, würde eine neue Art von Gemeinwesen entstehen: persönlich, auf den einzelnen Menschen ausgerichtet, antibürokratisch. Statt Regeln festzulegen oder zu befolgen, wollten die neuen Kommunarden kleinteilige Technologien – von elektrischen Gitarren bis hin zu LSD – nutzen, um sich in einen kollektiven Geisteszustand zu versetzen. Dieser harmonische Geisteszustand würde, wie sie meinten, an die Stelle der zerschlissenen Politik der Konflikte und Kompromisse treten, während zugleich die Technologie mit ihren neuen Möglichkeiten den Staat überflüssig mache.

ANZEIGE

Jörg macht mich bereit für Planung in Echtzeit

Sebastian Frank von Flachs Bauunternehmung kann jetzt Projekte schneller und effizienter koordinieren. Unterstützt hat ihn dabei sein Vodafone Business-Berater Jörg Kemper.

vodafone.de/readycheck

Vodafone
Power to you

Jetzt den
Ready Check
machen

Mail aus: Paris

Von: georg.blume@zeit.de
Betreff: Angela Merkel Superstar

Gute Nachrichten für die deutsche Bundeskanzlerin: 72 Prozent der Franzosen haben laut einer Umfrage des *Journal du Dimanche* eine gute Meinung von Angela Merkel. Das wird kaum einen Deutschen, der in Frankreich lebt, überraschen. Denn, ach, was beneiden einen die Franzosen! »Merkel, das ist ein Chef! Merkel, das ist ein Patron!«

Ja, so reden sie gern, die Franzosen aller Klassen, egal, ob bei einem Bier an der Arbeiter-Theke oder bei einem Cocktail im Élysée-Palast. Sie leitet ihr scheinbar unerschütterlicher Glaube, dass wir haben, was ihnen fehlt: eine Person,

die das Land führt. Eine Sehnsucht, die unseren Nachbarn offenbar seit Napoleon nicht abgeht und die jene pompöse Präsidentenrolle der Fünften Republik hervorbrachte, die auszufüllen kein französischer Politiker heute noch in der Lage scheint.

Aber Merkel. Ihr trauen die Franzosen alles zu. Und zwar nicht nur Nettigkeiten. 74 Prozent sagen in derselben Umfrage, dass Deutschland zu großen Einfluss auf die Europäische Union ausübe. Das liegt vermutlich daran, dass sie die Bundeskanzlerin eben nur für sich wollen – und nicht für uns!

Mail aus: Beirut

Von: andrea.boehm@zeit.de
Betreff: Kondome per Lieferservice

Der Libanon – genauer gesagt: die Hauptstadt Beirut – gilt unter Arabern als liberale Oase, in der man(n) fast alles darf, wofür man in Riad, Doha oder Bagdad ins Gefängnis wandern würde: Alkohol trinken, im Casino Geld auf den Kopf hauen, Nachtclubs abklappern, Schönheitswettbewerbe für Schwule organisieren. Alles nicht unbedingt legal, aber mit entsprechendem finanziellen Aufwand auch nicht wirklich illegal.

Libanesen der urbanen Oberschicht wiederum bilden sich viel darauf ein, dass ihre Frauen Silikonbusen und mit Botox gestraffte Gesichter bis zur Schmerzgrenze zur Schau tragen. Wird aus dem Schaulaufen aber ernst, ist es mit der Liberalität schnell vorbei. Vorehelicher Sex – von Frauen – gilt immer noch als Schande für die ganze Familie. Die Debatte über Verhütungsmittel ist in vielen Familien ungefähr so gespannt wie die über Drogen. Besonders verpönt ist die einfachste Variante: Kondome. Wer sich beim Einkauf von Nachbarn oder Verwandten beobachten lässt, gerät sofort in den Verdacht,

sich für den Ehebruch zu rüsten, keine Kinder zeugen zu wollen oder homosexuell zu sein.

Zwei Jungunternehmer haben nun vor einigen Monaten Abhilfe geschaffen – und zwar mit einem Online-Bestell-Service. YallaCondoms heißt ihre Website, zu übersetzen mit: »Jetzt aber los, Kondome!«.

In einem Land, in dem von der Falafel über das Trinkwasser bis zur Aspirin-Packung alles per Hauslieferung bestellt werden kann, drängt sich diese Lösung förmlich auf. Zumal YallaCondoms dem Kunden oder der Kundin Anonymität sowie eine diskrete Verpackung der Produkte garantiert.

Das Angebot reicht von »Durex Elite« über »Preventor Tutti Frutti« bis zur Marke »Sniper« mit Bananengeschmack. Geliefert wird innerhalb von 48 Stunden in alle Regionen des Landes, egal, ob schiitisch, sunnitisch, christlich-maronitisch, drusisch. Bezahlt wird in bar. Aufklärung über Sex – von vielen Kunden gleich mit angefragt – kommt per E-Mail. Und kostenlos.

Mail aus: Islamabad

Von: jan.ross@zeit.de
Betreff: Leschilfe made in China

Der Jinnah Super Market in Islamabad ist kein Supermarkt, sondern ein Gewimmel von kleinen Läden, die von Schmuck über Kindermode bis zum Zubehör für Handys alles anbieten. Bei einem Schreibwarenhändler, der auch Bücher und Zeitungen verkauft, sehe ich hinter der Kasse eine Schachtel im Regal, auf der steht: »Koran-Lesestift«. Der Händler zeigt mir, was darin liegt: ein Exemplar des Korans (auf Arabisch) und ein fingerförmiges Plastikgerät. Das ist der Lesestift. Wo immer man mit dem Sensor an der Spitze des Stäbchens den Text berührt, identifiziert das Gerät den ausgewählten Vers und spielt aus einem

kleinen eingebauten Lautsprecher eine Übersetzung ein, im Ton einer feierlichen Rezitation. Die Sprache kann man auswählen. Englisch ist im Angebot, aber auch Urdu und die anderen Sprachen Pakistans, daneben Türkisch, Malaiisch oder Indonesisch.

Ich erkundigte mich bei dem Händler, ob er viele von diesen Koran-Lesestiften verkaufe, und er erklärt: Sehr viele, das Gerät sei der Schlager der Saison. Man kann sich gut vorstellen, dass die Sache ein Erfolg in der gesamten muslimischen Welt wird. Wer hat das erfunden, frage ich. Und der Händler antwortet: die Chinesen.

